

„Auch hier feiert die Technik Triumpfe.“

Die neue Klinik auf dem Schnarrenberg

Urban Wiesing

Es ist nun mal so in Tübingen: Bei wichtigen Ereignissen kommt man um die Lektüre des Schwäbischen Tagblatts einfach nicht umhin. Und umgekehrt: das Schwäbische Tagblatt kommt gleichermaßen nicht umhin, den wichtigen Ereignissen in Tübingen die entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen. In dieser – nennen wir es einmal publizistischen Schicksalsgemeinschaft entschloss sich das lokale Publikationsorgan im Dezember 1961 zu einer Sonderbeilage. Schließlich galt es, die neue Klinik auf dem Schnarrenberg angemessen zu würdigen. Das geschah denn auch, das Tagblatt war des Lobes voll, pries den Bau, die Kunst am Bau, die neue Küche, die neue Klinik, die Medizin, die dort praktiziert werden sollte, und währte allerorten – so wörtlich: „die Handschrift von Könnern“ (S. 3). Im Tenor betont wohlwollend gehalten entdeckte die Beilage im Hörsaal der neuen Klinik zudem eine Dolmetscher-Kabine, elektronisch gesteuerte Verdunkelung und eine Herztonübertragungsanlage – und verstieg sich angesichts derart fortschrittlicher Ausstattung zu dem Satz: „Auch hier feiert die Technik Triumpfe“. Das wichtigste an diesem Satz ist das Wörtchen „Auch“. „Auch hier feiert die Technik Triumpfe“. Will heißen: nicht nur hier! Sondern – so gilt es den Artikel im Tagblatt zu verstehen - nicht nur im Hörsaal, nein auch sonst, ja insbesondere in der nun auf dem Schnarrenberg zu praktizierenden Medizin, feiert die Technik Triumpfe.

Das Tagblatt hatte Recht. Als die Innere Medizin 1961 auf den Schnarrenberg zog, erwartete sie dort ein Gebäude, das nicht nur größer, moderner, bequemer war, sondern einen neuen Stil repräsentierte: die Innere Medizin sah sie sich in einem anderen Gebäudetypus, ganz auf den Triumph der Technik ausgerichtet. Auf dem Schnarrenberg verzichtete man auf Ornat an den Fenstern und Bögen über dem Eingang, betonte stattdessen schnörkellose Sachlichkeit. Kein symmetrisch-repräsentatives Portal lud Patienten oder Besucher ein, stattdessen erwartete beide ein gradliniger Funktionsbau. Keine Säulen im Treppenhaus, stattdessen sachlich-funktionale Bauhausarchitektur, aufgeteilt in einzelne, funktional getrennte Abteilungen für Forschung, Lehre und Krankenversorgung. Stuck an den Decken

suchte man vergebens, die Decken waren auf dem Berg ehemals ein wenig tiefer gezogen worden als im Tal.

Der Wandel in der Architektur entsprach nicht nur dem Üblichen, sondern er war und er ist Programm. Und zwar nicht nur für die Architektur, sondern auch für die Medizin, die in diesen Räumen praktiziert werden sollte: Das Programm lautet: funktional und technisch. So war der Bau, und so sollte die Medizin erforscht, gelehrt und praktiziert werden. Den alten Bau im Tal mit Dekor, Säulen, Ausschmückungen und Stuck an den Decken überließ man sinnigerweise – den Theologen.

Auch der neue Ort der Klinik ist höchst bemerkenswert: Die Medizin entschwebte quasi in höhere Sphären. Auf den Schnarrenberg, in die Höhe ging es, und man entfernte sich vom Patienten, zu Fuß ist die Klinik kaum mehr zu erreichen. Nicht nur die Medizin selbst ist hier von Technik geprägt, auch das Erreichen dieser Medizin ist am neuen Ort ohne Technik, also ohne motorisierten Verkehr, zumindest für Kranke kaum mehr möglich. Ohne Technik gelangt man gar nicht erst zum Triumph der Technik. Ohne technisch ermöglichte Beförderung dürften vornehmlich gesunde Sportler das Klinikum frequentieren.

Der Schnarrenberg wurde auch deswegen gewählt, weil man nur dort auf eine unvermeidliche Eigenschaft der modernen Medizin reagieren konnte: „nur dort bestanden ausreichende Ausdehnungsmöglichkeiten“ (Bennholdt, Tagblatt, S. 1). Denn – man wusste es nicht nur in Tübingen - die moderne Medizin ist unaufhaltsam expansiv. Wenn die Technik Triumphe feiert, dann wird es raumgreifend.

All das darf man nicht als eine Tübinger Besonderheit werten, sondern als ein globales Phänomen. Hier regierte nicht die lokale Eigenart, sondern sozusagen der Weltgeist der modernen Medizin, allenfalls etwas im Zaume gehalten durch schwäbische Sparsamkeit, wie das Tagblatt völlig zu Recht vermeldete. Ja die charakteristischen Eigenschaften der Moderne überhaupt, die fortschreitende Rationalisierung, Technisierung und Entzauberung der Welt, schritt auch hier auf dem Schnarrenberg, in der neuen Klinik für Inneren Medizin voran, und zwar im Gleichschritt mit der globalen Entwicklung. So wie die Bauhausarchitektur ihren weltweiten Siegeszug nahm, so ging es der modernen Medizin. „Auch hier feiert die

Technik Triumpfe“ – das Wörtchen „auch“ kann man auf die Medizin und die Architektur, ja durchaus auf die moderne Lebenswelt beziehen.

Im euphorischen Trubel um die neue Klinik und ihre Technik meldet sich ebenfalls der damalige Direktor Hans-Herrmann Bennhold in seiner Eröffnungsrede am 8. Dezember 1961 zu Wort, und zwar mit ganz unerwartetem, mit besorgtem Unterton. Während das Tagblatt die Technik Triumpfe feiern ließ, lautete der Titel von Bennholds Ansprache wohl nicht zufällig: „Der Krankenhausarzt und die moderne Technik.“ Immerhin, Bennhold wollte im Titel seines Vortrags die Technik wohl nicht ganz alleine stehen lassen, er setzte den Krankenhausarzt neben die Technik, und wählte zwischen beiden ein Spannungsverhältnis. Dabei war Bennhold keineswegs technikfeindlich gesonnen, im Gegenteil, er wusste durchaus, „in wie beglückender Weise die richtig angewandte Technik dem helfenden Arzt Vorstöße in Gebiete des bisher Unmöglichen eröffnet“ (S. 16, Chronik). Bennhold pries überdies „den besonders schönen Bettenbau“, die baulichen Vorzüge, die vielen Zimmer mit Luft und Licht, immerhin waren aus den Bettensälen kleine Patientenzimmer geworden. Bennhold begrüßte auch die neue Funktionalität des Baus, die „logische Anordnung der verschiedenen Aufgabenbereiche“ (S. 7, Chronik), wie er es nannte: einzelne Bauteile der Klinik sind besonderen Funktionen zugeordnet. Hier der Trakt für die Patienten, dort der Trakt für die Forschung, und ein dritter für die Lehre – man kann es heute noch sehen. Diese funktionale Ausrichtung der Architektur hatte es so vor 1961 in Tübingen nicht gegeben. Das war neu und Bennhold weiß um die Vorteile all dessen, er ist des Lobes voll.

Gleichwohl fällt ein besorgter Unterton des Klinikdirektors auf, ein Unbehagen: Die Technik in der Medizin – so Bennhold – drohe die Medizin von ihren Patienten zu entfremden. Bennhold verweist – durchaus belesen in den gelehrten Disziplinen seiner Zeit – auf die Befürchtung, „dass das Zweckdenken alle Erlebnisbereiche überflutet“ (S. 16, Chronik) und befürchtet eine „Erosion der Persönlichkeit“ (S. 16, Chronik). Und, Bennhold sieht dies nicht nur als ein Gegenwartsproblem, sondern vor allem als ein Problem der Zukunft: Mit Verweis auf den französischen Publizisten Alexis de Tocqueville prognostiziert er ein weiteres Voranschreiten der Technik, und zwar in beschleunigtem Tempo, und er sieht mit Unbehagen die „atemberaubende

Geschäftigkeit und ruhelose Betriebsamkeit als eines der Merkmale einer kommenden Gesellschaftsentwicklung“ (S. 15, Chronik).

Das Thema des Tagblatts und der Eröffnungsrede ist gefunden: Der Mensch und die Technik, genauer: der Arzt, der Patient und die Technik und die Geschwindigkeit ihrer Entwicklung. Oder, um es in den bereits genutzten Worten zu fassen: Was macht eigentlich der Krankenhausarzt, wenn die Technik Triumpfe feiert, und wo bleibt der Patient? Das Thema hat nichts von seiner Aktualität eingebüßt, im Gegenteil: Die Entwicklung der Technik ist seit 1961 vorangeschritten und schreitet schneller denn je voran, die Beschleunigung der medizinischen Entwicklung und Lebenswelt sind prägend für unsere Zeit.

Bennhold Rede von der „atemberaubenden Geschäftigkeit und ruhelosen Betriebsamkeit“ ist eine weise Voraussicht. Welch treffender Blick auf die Zukunft! Ich darf daran erinnern, dass im Jahre 1961 ein Großteil der Techniken, die unser heutiges Leben bestimmen, auch unser medizinisches Berufsleben, und für die „atemberaubende Geschäftigkeit“ sorgen, noch gar nicht erfunden war. Voll automatisierte Labors und Genomanalyse waren unbekannt, ebenso wenig ein Großteil der gegenwärtigen technikbasierten Diagnostik und Therapie. Computer, Handy und Internet gab es nicht, einzig die neue, bewunderte „drahtlose Rufanlage für Ärzte“ konnte ein Patientengespräch stören. Die erste Gegensprechanlage von 1961 erscheint uns geradezu mittelalterlich, die bewundernde Freude darüber erscheint uns heutzutage geradezu putzig angesichts der zwischenzeitlichen technischen Entwicklung.

Bennhold trifft in der Tat einen Wesenszug der Moderne und der modernen Medizin: Was er andeutet und voraussieht, ist längst eingetreten, die „atemberaubende Geschäftigkeit und ruhelose Betriebsamkeit“. Und wir, die wir heute ein Jubiläum begehen, befinden uns in dieser Zeit. Wir alle leben in einer exzeptionellen Zeit leben. Das hat es noch nie zuvor gegeben: Noch nie haben so viele Menschen in der Medizin gearbeitet, noch nie haben so viele Menschen an dem Erwerb neuen Wissens gearbeitet, wie jetzt. Noch nie wurde das Wissen in der Medizin mit solcher Geschwindigkeit vermehrt wie jetzt. Noch nie nahm der Beschleunigung des Wandels derart zu. Man muss von einer 5stelligen Zahl von medizinischen

Publikationen ausgehen - pro Tag, Tendenz steigend! Und noch nie waren die Abläufe in der Klinik von solch „atemberaubende Geschäftigkeit und ruhelose Betriebsamkeit“, um Bennhold noch einmal zu zitieren.

Als Konsequenz sind wir mit der vollständigen Unübersichtlichkeit der Informationen konfrontiert. Was es zu wissen gibt, ist immer zu viel. Die Auswahl aus den Informationen wird zur überlebensnotwendigen Kunst. Mit der Konsequenz, dass wir abhängig sind von Experten, die uns das unübersichtliche Wissen zur Übersichtlichkeit aufarbeiten. Mit der Konsequenz, dass der ständige Wandel, die ständige Erneuerung uns dazu zwingt, ein Leben lang zu lernen. Mit der Konsequenz, dass wir uns spezialisieren müssen. Wir wissen immer mehr über immer weniger.

Und mit der Konsequenz, dass in der rasanten Beschleunigung das Wissen von heute veraltet schneller als je zuvor. Wir wissen mehr als alle Generationen vor uns, unser Wissen veraltet jedoch auch schneller als bei allen Generationen vor uns. Die Wissenschaft ist bekanntermaßen der Irrtum von heute, und in Zeiten der Beschleunigung kommt das Morgen umso schneller. Bücher sind zumeist veraltet, wenn sie gedruckt sind, und gedruckte Artikel müssen sich stets vor der nächsten online-Publikation fürchten.

Die Beschleunigung der Medizin und der Welt durch Technik hat auch paradoxe Konsequenzen: Je mehr Technik wir benutzen, um Zeit zu sparen, umso knapper wird die Zeit. Wo ist sie denn geblieben, die Zeit, die uns versprochen wurde, wenn wir nur die zeitsparenden Techniken moderner Kommunikation benutzen. Die gewonnene Zeit, weil sich ein Brief am Computer schneller schreiben und versenden lässt, haben uns umgehend die überquellenden email-accounts geraubt. Die Möglichkeit, jederzeit zu telefonieren, hat uns die ständige Erreichbarkeit eingebrockt. Statt mehr Zeit zu haben, haben wir weniger, statt Entlastung von Arbeit mittels Technik haben wir eine Verdichtung von Arbeit durch Technik. Ich bin sicher, die Mitarbeiter dieses Klinikums wissen, wovon ich spreche.

Für die Beteiligten ist der Prozess der beschleunigten Medizin, die „atemberaubende Geschäftigkeit“ einerseits rauschhaft faszinierend, andererseits schmerzhaft. Auf der

einen Seite ist man Teilnehmer an einem mitreißenden Geschehen, das so viele neue Erkenntnisse produziert wie nie zuvor und Therapien ermöglicht, die noch am Beginn des 20. Jahrhunderts als undenkbar galten. Es ist eindrucksvoll, dieses beschleunigte System zu beobachten und daran teilzuhaben, darin zu arbeiten. Mit der Beschleunigung der Wissensproduktion geht auch die Beschleunigung des Wissensaustausches einher. Es ist schon faszinierend, in der business class einer Konferenz mit Kollegen aus aller Welt entgegenzueilen in dem Gefühl, zumindest etwas im Getriebe des dynamischen medizinischen Weltgeschehens an einer Stellschraube zu drehen. Auf der anderen Seite muss man sich als Wissenschaftler vorkommen wie ein Hamster im Rad, oder wie in einem Radrennen, das niemals aufhört und gleichzeitig die Geschwindigkeit steigert, während die Teilnehmer am Radrennen immer älter werden und schicksalhaft nur darauf warten, von Jüngeren überholt zu werden. Allenfalls den Besten ist es vergönnt, das Gelbe Trikot des wissenschaftlichen Spitzenreiters für kurze Zeit zu tragen, um dann unweigerlich nach hinten durchgereicht zu werden. Einen dauerhaften persönlichen Sieger gibt es in der beschleunigten Wissenschaft nicht, das Rennen der Wissenschaft ist erbarmungslos, einziger permanenter Sieger bleibt die Wissenschaft.

Nun wäre es grundfalsch, diese Entwicklung einfach nur zu verteufeln und darauf zu dringen, sie rückgängig zu machen. Letzteres wäre überdies geradezu realitätsfremd. Denn die Entwicklung ist nicht rückgängig zu machen, sie ist auch nicht nur schlecht, sondern ambivalent. Sie hat Seiten, die wir sehr schätzen, auf die niemand von uns verzichten möchte. Unsere Lebenserwartung hat sich auch dank moderner Medizin im 20. Jahrhundert dramatisch verlängert, und die Lebensqualität ebenfalls. Wir wollen die Früchte dieser Entwicklung mit gutem Grund. Und wir wollen ein weiteres Voranschreiten der modernen Medizin mit gutem Grund.

Aber wir zahlen einen Preis. Und die Frage ist nicht, sollen oder können wir die Entwicklung rückgängig machen, sondern die Frage ist, wie können wir die Entwicklung, den Triumph der Technik, so gestalten, dass die Technik nicht über uns triumphiert, sondern dass wir die Technik nutzen. Dazu müssen wir vor allem eines wissen: Wozu wollen wir sie nutzen? Was wollen wir? Was sind unsere eigentlichen Ziele?

In der Zeit „atemberaubender Geschäftigkeit“ braucht es vor allem eines: Entschleunigung und Orientierung. Man kann den beschleunigten Wandel, die beschleunigte Lebenswelt nur ertragen, wenn man entschleunigt, und sich daran erinnert, was sich nicht so schnell ändert. Bei ständigem Wechsel bedarf es des Konstanten, bei dem unübersehbaren Faktenwissen in der Medizin bedarf es des Orientierungswissens. Und was ändert sich nicht so schnell in der Medizin, was ist konstant und kann uns Orientierung geben: Es ist der Mensch, seine Schicksal, krank zu werden, zu leiden, und die Bereitschaft von anderen Menschen, diesen kranken Menschen zu helfen. Die Technik mag voranschreiten, die Grundkonstellation der Medizin ist weitgehend konstant. Die Krankheit wird auch weiterhin Menschen befallen, eigentümlich aufdringlich befallen, in Not versetzen. Wie sagte Martin Heidegger so treffend, Ärztliches Handeln sei „ein Genötigtsein durch das Unumgängliche“.

Unter den Bedingungen des beschleunigten Wandels hilft die Besinnung auf den Kern. Was hat sich in der Medizin eben nicht verändert? Es ist die Grundausrichtung der Medizin. Die Medizin hat eine Aufgabe übernommen. Sie will kranken Menschen helfen. Alles, was die Medizin an Wissen produziert und an Technik herstellt, alles was sie an Wissen und Technik nutzt, dient einzig ihrer Aufgabe: kranken Menschen zu helfen. Dies ist nicht wissenschafts- oder technikfeindlich, sondern klärt nur die Rollen in der Medizin: Wissenschaft und Technik haben eine Dienstfunktion in der Medizin

Bennholds mahnende Worte von 1961 kommen zu dem Schluss: „Das entscheidend Wichtige ist hier, dass der Arzt nicht Knecht dieser Maschinen wird“ (S. 16). Er hat Recht. Alle Erkenntnis und alle Technik besitzt nur ein Ziel in der Medizin: kranken Menschen zu helfen. Die Technik soll keine Triumpfe feiern, sie soll dienen. Diese Problematik ist heute dringlicher denn je. Denn eine medizinische Maßnahme ist nicht indiziert, weil sie technisch machbar ist. Sie ist nur indiziert, wenn mit einem Nutzen für den Patienten gerechnet werden darf. Es ist so einfach, und doch offenbar so schwer sich daran zu halten: Wenn Maßnahmen durchgeführt werden, weil sie technisch möglich sind, dann feiert die Technik, dann ist der Arzt „ein Knecht dieser Maschinen“, um Bennhold zu zitieren.

„Auch hier feiert die Technik Triumphe“? Die Metapher aus dem Schwäbischen Tagblatt bringt – vielleicht ungewollt, aber doch treffend – die Problematik auf den Punkt. Es ist die sich verselbständigende Technik, die Technik, die angewandt wird, weil sie möglich ist, und nicht, weil eine Maßnahme medizinisch ist, die nicht mehr Werkzeug, sondern feiernder Triumphator ist. Die Technik, die in ihrer Eigendynamik die ursprünglichen Ziele, für die sie erfunden wurde, vergessen lässt.

Jubiläen

Bennhold hat vor 50 Jahren wohl zu Recht die großen Potentiale, aber auch die Gefahren einer technisierten Medizin prognostiziert und zu Recht auf die „atemberaubender Geschäftigkeit“ verwiesen. Dagegen hilft nur eins: das Durchatmen, Innehalten, diese elementare Form der menschlichen Freiheit zu praktizieren. Dazu gehört auch die bewährte Therapie gegen die Beschleunigung der Lebenswelt und der Medizin, gegen die Rastlosigkeit und Eigendynamik moderner Technik: nämlich das Ausrichten von Geburtstagen, von Jubiläen: Geburtstage sind eine gute Gelegenheit, durchzuatmen, für kurze Zeit selbige Zeit anzuhalten, sich seiner selbst zu besinnen, zu vergewissern, und sich daran zu erinnern, was trotz aller Beschleunigung konstant bleibt. Jubiläen sind ein „Moratorium des Alltags“ (M. Sperber), sind Gelegenheit zur geschichtlichen Verschnaufpause, oder ganz einfach gesprochen: Jubiläen sind Anlass und Auftrag zur Reflexion, zum Nachdenken. Darin liegt ihr Nutzen. Diese kurze „Flucht vor der täglichen Wiederkehr des gleichen“ (M. Sperber) ist wichtig, das Nachdenken aus der Distanz ist unverzichtbar, denn nur in der Distanz lässt sich über den geschäftigen Alltag hinaus denken und gestalten, nur in der Distanz zum Rasanten lässt sich das Konstante und das Leitende ermessen. Jubiläen sind dazu Gelegenheit, zur historischen Atempause, sie sind eine bewährte Medizin gegen die Selbstvergessenheit.

„Auch hier feiert die Technik Triumphe.“

Es sei noch einmal erwähnt: die Technik in der Medizin und deren rasante Entwicklung haben uns große Vorteile gebracht, von denen wir alle profitieren. Und ich glaube, dass sich diese Fakultät und dieses Klinikum mit gutem Grund an der

weiteren Entwicklung der Medizin beteiligen. Das Problematisch ist nicht die Technik an sich, sondern die Eigendynamik der Technik. Denn wer die Technik feiern lässt, entmündigt sich selbst. Bei dem sprachlichen Bild aus dem Tagblatt von der Technik, die Triumpfe feiert, drängt sich die ganz banale Frage auf: Kann Technik überhaupt feiern? Wohl kaum, feiern bleibt den Menschen vorbehalten. Nein, wir sollten sie - auch nicht im metaphorischen Sinne - feiern lassen! Und wer nicht will, dass die Technik feiert, muss gelegentlich selbst feiern, und zwar ein Jubiläum, und sich bei dieser Gelegenheit seiner eigentlichen Aufgabe besinnen. Wir dürfen uns nicht von eigendynamischer Technik beherrschen lassen, sondern Technik nutzen. Doch dazu müssen sie wissen, wozu wir diese Technik nutzen sollen. Das ist in der Medizin freilich gar nicht so schwer zu beantworten. Wir müssen die Grundausrichtung der Medizin gar nicht neu erfinden, wir sind in der komfortablen Situation, es trotz aller Veränderungen nur noch in Erinnerung rufen zu müssen: die primäre Aufgabe der Medizin ist es, kranken Menschen zu helfen.